

Seite der irischen Unabhängigkeitskämpfer. In seiner sozialen Tätigkeit war er seiner Zeit weit voraus und kein neuer Manning ist ihm gefolgt. Als im Jahre 1926 der Generalstreik ausbrach, gab es niemand, der die Manningsche Tradition hätte fortsetzen können. Aber auch Newmans Einfluß auf das heutige katholische England ist gering und wird von den Studien, die im deutschen und französischen Sprachgebiet über ihn erschienen sind, weit übertroffen. Die Kontroverse der *Times* über die Bedeutung des Katholizismus in England im Jahre 1949 ließ die beiden Richtungen insofern wieder kurz aufflackern, als sich den englischen Nichtkatholiken gegenüber, die einen für eine Haltung der Liebe, andere mehr für feste Autorität entschieden.

Das Erscheinen dieser beiden großen Männer war ein Ereignis, für das die englischen Katholiken nicht vorbereitet waren, und auch später lag es ihnen nicht, sich für den einen oder andern zu entscheiden. Als Konvertiten standen beide außerhalb der Tradition ihrer Kirche. Da sie außerdem zu Beginn des neuwachsenden katholischen Lebens im England des 19. Jahrhunderts auftraten und Konvertiten von vielen tatsächlich mit Mißtrauen angesehen werden, scheint ihr Werk heute eher zwei versiegenden Strömen vergleichbar, an deren mächtigen Lauf man sich erinnern, manchmal auch zu ihnen durchbrechen mag, die aber vom Hauptstrom zurückgelassen worden sind. Dennoch wird die geistige Bedeutung Newmans diesem Problem der Zeit zu widerstehen wissen und Mannings soziales Aufbauwerk für die Kirche in England bleibt ein unersetzlicher Baustein in ihrem ständigen Wachsen. Man möchte fast meinen, daß das Weiterwirken beider sich im geheimen vollzieht und sich heute weder in der politischen noch in der geistigen Ausrichtung der englischen Katholiken zeigt; aber es wird der Kirche nie ganz verlorengehen.

Eindrücke aus dem Nahen Osten

Von JOHANN JOACHIM MORAWIETZ S.J. (†)¹

Über die Welt des Islams geht eine Woge innerer Erregtheit und weitgreifender Umwälzung. Für den Außenstehenden ist es nicht leicht, sich jeweils über die Lage und ihre Gründe ein klares Bild zu verschaffen. Selbst wer Jahre lang dort gelebt hat, wird nur einen kleinen Ausschnitt aus dem weiten und verworrenen Feld übersehen und schildern können.

Der Islam hat einmal in einem staunenswerten Siegeszug Völkerschaften verschiedenster Rasse und Kulturhöhe in einen gewaltigen Block zusammengeschmiedet, der von der afrikanischen Atlantikküste bis zum Indus sich

¹ Der kurz nach seiner Rückkehr aus dem Nahen Osten allzufrüh verstorbene Verfasser konnte die am 26. Juli 1952 erfolgte erzwungene Abdankung des Königs Faruk von Ägypten nicht mehr berücksichtigen. Doch dürfte dieser sein Beitrag zum tieferen Verständnis der Ereignisse dienlich sein. (Die Schriftleitung.)

erstreckte: Türken ebenso wie Afghanen, Perser und Sudanesen neben den eigentlichen Arabern.

Die Wurzeln des heutigen Aufbruchs unter den islamischen Völkern des Nahen Ostens — nur von ihnen soll die Rede sein — reichen selbstverständlich weit vor das Jahr 1945 zurück. Immerhin aber bedeutet das Ende des zweiten Weltkrieges für die heutigen Vorgänge insofern einen Anfang, als mit dem militärischen und politischen Zusammenbruch des faschistischen Italien und des nationalsozialistischen Deutschland auch die Hoffnungen jener orientalischen Politiker zusammengebrochen sind, die sich von einem Sieg der Achsenmächte die Befreiung ihrer Völker aus der Vorherrschaft der Westmächte erwartet hatten. Sie mußten nun, wollten sie den Kampf nicht einfach aufgeben, nach neuen Kampfweisen und nach neuen Bundesgenossen sich umsehen, um die lästige Fremdherrschaft abzuschütteln. Die politischen Ereignisse der Nachkriegszeit haben ihnen dabei wertvolle Hilfe geleistet. Daß die unzufriedenen Politiker nicht gewillt waren, das Spiel für verloren zu erachten, sondern daß sie vielmehr mit neuen Methoden zu kämpfen gelernt haben, dafür lieferten zum Beispiel die Ereignisse des 26. Januar 1952 in Kairo einen aufschlußreichen Beweis.

An diesem Tage haben einige Hunderttausend Ägypter die ausländischen Niederlassungen in Stadt und nächster Umgebung überfallen und ausgeplündert. Die Massendemonstration war sorgfältig vorbereitet worden: Junge Leute hatten vorher, als Reporter getarnt, in den Lichtspielhäusern das Programm der nächsten Monate erfragt. Die Säle, in denen ausländische Filme gezeigt werden sollten, sind am Aufstandstag niedergebrannt worden. Ebenso die Wohnungen von Ägyptern, die als Freunde der Fremden bekannt waren. Nach dem Plan der Aufrührer sollten am zweiten Tag die Wohnviertel der Christen geplündert werden; tatsächlich waren viele Christenhäuser bereits während der Nacht mit einem Kreidekreuz bezeichnet worden. Der dritte Tag sollte die Paschas und reichen Grundbesitzer des Landes treffen.

Als am Morgen des 26. Januar die Unruhen ausbrachen, waren gut ausgerüstete Trupps zur Stelle, die sich unter die Masse der Demonstranten mischten, die Angriffsziele zum Brandschatzen angaben und dafür vor der Zerstörung anderer Häuser, zum Beispiel der Schulen warnten. Freilich scheiterte bereits am ersten Tag der großangelegte Aufstandsplan, da die königliche Garde sich mit Waffengewalt verteidigte und die Armee treu blieb. Am Abend konnten die herbeigerufenen motorisierten Einheiten überall in der Stadt die Ruhe wiederherstellen.

Die Bedeutung dieses Aufruhrs liegt, abgesehen von der guten Vorbereitung und Organisation, in der überraschend großen Zahl der Demonstranten. Hier ist schlaglichtartig offenbar geworden, wie weit die innere Unruhe, die bei den Gebildeten begonnen hat, bereits ins Volk eingedrungen und wirkkräftig geworden ist. Dabei bilden die Vorgänge von Kairo kein einzelnes Ereignis, sondern kennzeichnen in etwa den Tiefgang der geisti-

gen Strömungen, die den gesamten Vorderen und Nahen Orient durchziehen. Es wird überhaupt gut sein, die Lage in Ägypten immer genau zu beachten; denn dem Nillande kommt im Augenblick der Vorrang unter den islamischen Völkern zu. Erst in allerjüngster Zeit scheint Pakistan zu einer ähnlichen Führungsrolle sich emporzuarbeiten. In Ägypten aber sind es die beiden Universitäten in Kairo, in denen die kulturellen und politischen Erneuerungsbestrebungen immer wieder aufbrechen und genährt werden.

Nationale Erwartungen

Der Aufruf zu ernsthafter Selbstbesinnung, mit dem der Islam sein Wiederaufwachen ankündigte, ist am leidenschaftlichsten von den ägyptischen Universitäten aufgenommen worden. Sie haben auch im vergangenen Herbst die zahlreichsten Kämpfer für die „Freiheitsbataillone“ gestellt, die in der Suez-Kanal-Zone die schwerbewaffneten englischen Truppen immer wieder überfielen und ernstlich belästigten. Es ist lehrreich zu beobachten, wie die rasche Förderung des mittleren und höheren Schulwesens, das seit dem ersten Weltkrieg in jenen Ländern beachtliche Fortschritte gemacht hat, unter der Jugend zunächst einmal als nationaler Sprengstoff wirkte.

Der junge Mann kommt aus denkbar primitiven Verhältnissen in die Stadt zum Studium. Aufgewachsen im Elend des Fellachen oder Beduinen, sieht er sich nun mit einem Schlag in eine moderne Großstadt versetzt. Er beginnt zu vergleichen zwischen dem Luxus, der ihn umgibt und ihm doch unzugänglich bleibt, und der Not seiner Heimat. Wohl wird ihm vom Staat eine Studienunterstützung gewährt; sie enthebt ihn der dringlichsten Sorge. Die Schule verlangt nicht allzu hohe Studienleistungen. So bleibt ihm Zeit und Kraft genug, neben der eigentlichen Berufsausbildung sich mit sozialen und politischen Überlegungen und Diskussionen abzugeben. Sein Selbstgefühl als Student wächst, nicht nur sein Vertrauen in die eigene Kraft und Leistung, sondern mehr noch das Bewußtsein um die „Sendung des Staates“, für dessen Dienst er sich bilden darf.

Mit Stolz und Genugtuung stellt der Universitätsstudent fest, daß sein Land durchaus nicht ein armer Weltwinkel mit blutarmen Fellachen ist, sondern in der Weltwirtschaft und Weltpolitik etwas bedeutet. Die große Welt bewirbt sich um Afrikas und Asiens Rohstoffe. Aber gleichzeitig macht er eine bedrückende Erfahrung: dem wirtschaftlichen Gewicht entspricht durchaus nicht die Macht und Freiheit der eigenen Regierung. Im Konzert der großen Mächte ist sein Land kaum hörbar. Ja er kann lesen, daß die Vereinten Nationen ein Programm zur Hebung der „minderentwickelten Völker“ ausgearbeitet hat und in der Liste dieser Länder findet er auch sein Vaterland. Wenn er ehrlich sein will, muß er eine derartige Wertung als berechtigt anerkennen. Denn von den Kindern seines Volkes können höchstens 25 Prozent die Schule besuchen; zum Universitätsstudium vermögen nur wenige Auserwählte vorzudringen. Im Staate Lybien soll es

nur 16 einheimische Bürger geben, die ein Universitätsdiplom besitzen. Und schließlich braucht der Student nur seine Augen im Hörsaal aufzumachen, um zu merken, daß seine Professoren an der Hochschule und überhaupt die meisten Lehrer an den gehobenen Schulen Ausländer sind; noch reichen die einheimischen Kräfte nicht aus, sie zu ersetzen.

So schwankt der islamische Student und Intellektuelle zwischen Minderwertigkeitsgefühl und Selbstvertrauen. Er spricht ständig von der Zukunft, durchstößt dann wieder die Geschichte seines Volkes nach ermutigenden Glanzzeiten, beruft sich auf längst ausgestorbene Völker wie die Phönizier und beansprucht für diese — das heißt für sich selbst — den Ehrentitel, die älteste Kultur geschaffen zu haben. Dabei muß man anerkennen, wieviel ernstes Besinnen, Aufrichtigkeit und wissenschaftlicher Arbeitsgeist diese jungen Menschen beleben. Aber zu einem klaren Verständnis ihres Selbst und ihres Volkes sind sie noch nicht durchgedrungen.

Man bezeichnet die heutigen islamischen Bestrebungen gern als national. Tatsächlich zeigen sie alle Eigenarten, in denen gewöhnlich nationaler Geist sich ausspricht: man pflegt die Muttersprache, singt die alten Lieder, erwandert sich die Heimat, hütet die überlieferten Gewohnheiten und Volksgebräuche, die Trachten und das Brauchtum. Allenthalben werden Museen eingerichtet und vom Volke eifrig besucht. Aber in einer anderen Sicht kann die Bewegung nicht national im herkömmlichen Sinne genannt werden. Die Grenzen der heute bestehenden Staaten stimmen durchaus nicht immer mit den völkischen Gegebenheiten überein, sondern sind nach äußeren Rücksichten gezogen worden. Eine Neuregelung wird wohl eines Tages fällig werden. Der Islamite fühlt sich weniger seinem Staate, wie er besteht, verbunden als der Religion, die ihn mit seinen Volksgenossen verbindet. Hier wird wohl auch noch die jahrhundertlange Verbundenheit in einem islamischen Großreich nachschwingen.

Dementsprechend ist das politische Ziel der Islamiten, wenigstens als Fernziel, die Einheit aller Mohammedaner, etwa noch in einer föderativen Gliederung in Bundesstaaten. Es gibt zwar einflußreiche Kreise, denen an einer Einigung nichts liegt, und wo immer Mohammedaner unter sich sind, treten bald starke Gegensätze auf. Nach außen jedoch erweist sich der islamische Block doch als Einheit. Interislamische Kongresse, gegenseitige Besuche, Sympathiekundgebungen und Demonstrationen der Bevölkerung „zur moralischen Unterstützung“ eines bedrängten islamischen Staates verstärken das Gefühl der Zusammengehörigkeit und gemeinsamen Verantwortung.

Wie schon erwähnt, arbeiten nicht wenige Männer an der Erhaltung des Bestehenden unter den islamischen Völkern; sie erachten diesen Zustand als ein gewisses Gleichgewicht und damit als Sicherung einer ruhigen Aufwärtsentwicklung. Es sind vor allem die Regierungsparteien, die trotz zahlreicher all-islamischer Aufrufe die nationale Bewegung doch nur im Sinne der bestehenden Staatenverteilung fördern wollen. Sie sind nationalistisch, um das Heer und die Schülerschaft zu gewinnen und in der Hand zu be-

halten. Die religiösen Führer dagegen predigen die panislamische Bewegung.

Aber im Kampf gegen die Fremdherrschaft und alles, was daran innert, sind sich beide Gruppen einig. Hier stellt sich nun eine schwierige Frage: soll man aus nationalen Gründen alles Fremde, auch die Fortschritte der westlichen Zivilisation, Technik und Kultur ablehnen oder soll man sich der Fremden Gut zu eigen machen, um sie mit ihren eigenen Waffen zu schlagen? Die Araber möchten und können die vom Westen übernommene Lebensweise nicht mehr ablegen. Ihr öffentliches und privates Leben — selbst auf dem Lande — ist bereits weithin davon geformt. Sie erkennen das wenn auch schweren Herzens an. Denn in ihren Augen ist ein Zustand für eine alte Kulturnation wie die ihre unwürdig und kann ihnen auf die Dauer keinen Segen bringen. Noch viel zu lebendig ist auch die Erinnerung an die Zeit, da sie unter fremder Mandats Herrschaft standen, da man sie „kolonisierte“, da man sie mit jedem beliebigen Urwaldstamm des dunklen Innerafrika schmachvoll auf eine Ebene stellte. Der Gedanke an solche Vergangenheit ist beschämend. Dabei hört doch der Student, der politisch regsamste Bürger, aus dem Munde seiner ausländischen Professoren das hohe Lied von der Größe der orientalischen Geschichte, von der Schönheit seiner Sprache, vom verheißungsvollen Lebensmut seiner Rasse und vom Niedergang jenes Abendlandes in eben jenem Augenblick, da es sich anmaßte, die Führerrolle über den Osten aus den Händen der Türken zu übernehmen. So bildet sich in ihm die Überzeugung, früher sei alles gut gewesen, bis die europäische Vorherrschaft, mit List und Unrecht, in sein Land kam, um es auszubeuten und seine Kultur zu verdrängen. Sein junger Idealismus flüchtet sich in die Betrachtung einer ruhmreichen Vergangenheit und schaut aus nach einer noch ruhmvolleren Zukunft, wenn erst einmal der letzte fremde Bedrucker die Heimat hat verlassen müssen. Solange erträgt der islamische Student den fremden Professor, ja er erachtet es als sein gutes Recht, daß das schuldbeladene Abendland auf diese Weise wenigstens eine geringe Abschlagszahlung an sein Volk leistet. Der Tag wird ja kommen, da genügend einheimische Kräfte bereitstehen, um die Erziehung des Volkes in eigene Hände zu nehmen. So wächst an dem Fremdenhaß das Bedürfnis nach eigener Geltung und umgekehrt. Der junge Araber schätzt sich hoch ein und will von andern Völkern anerkannt werden. Um bei internationalen Anlässen würdig, ja großartig zu repräsentieren, dafür wirft auch der kleinste islamische Staat unerhörte Summen aus.

Religiöse Erneuerungsbewegungen

Hand in Hand mit den nationalen Erwartungen gehen die Versuche einer religiösen Erneuerung. Bezeichnend dafür sind die „Mohammedanischen Brüder“, eine religiös-politische Organisation. Sie hat ihre Werbung in

Kairo 1945 begonnen und in wenigen Monaten in Ägypten bereits zwei Millionen Mitglieder einschreiben können, das heißt zehn Prozent der Bevölkerung. Sehr rasch hat sie sich dann über andere arabische Staaten verbreitet. Die straff organisierte Körperschaft hat einen „Obersten Führer“ und verlangt von ihren Mitgliedern, unter Berufung auf den Koran, unbedingten Gehorsam. Ihr Ziel ist ein mohammedanischer Staat, eine Verfassung in enger Anlehnung an den Koran, Erneuerung der mohammedanischen Sitten und Gebräuche, Ausweisung der Fremden, Beseitigung des fremden Einflusses in den Schulen, endlich soziale Reformen. Ihre Propagandamittel sind sehr wirksam, vor allem weil ihr Schrifttum das Denken und Reden des kleinen Mannes zu treffen versteht. Sie rufen zu einem erneuerten religiösen Leben auf und feuern die Menschen an, für Allah zu leben und zu sterben.

Im politischen Kampf schrecken sie auch nicht vor Attentaten zurück. Am fühlbarsten war ihr Einfluß während des Palästinakonfliktes, wo sie den „Heiligen Krieg“ gepredigt haben. Freilich blieben ihnen auch Mißerfolge nicht erspart: als sie im Jahre 1949 sich darauf vorbereiteten, in einem „Marsch auf Kairo“ die Macht in Ägypten an sich zu reißen, griff der König hart zu. Er ließ die Führer verhaften und die Bruderschaft auflösen. Darauf erlag noch am gleichen Tage der Ministerpräsident einem Attentat, aber König Faruk behauptete sich als Herrscher des Landes. Inzwischen allerdings wurden die „Mohammedanischen Brüder“ wieder öffentlich anerkannt, dann erneut verboten und wieder zugelassen. Sie sind zu stark, als daß man sich ihnen mit vollem Erfolg widersetzen könnte.

Eine Welle religiöser Begeisterung geht durch das Land, zahlreiche prachtvolle Moscheen werden gebaut und an den Freitagen beugen sich die gläubigen Männer vor den Toren der übervollen Gotteshäuser zum Gebet. Im Innern des Islam jedoch stehen sich zwei Richtungen gegenüber, die den Koran verschieden auslegen. Die eine, hauptsächlich von den gebildeten Schichten getragen, fordert Angleichung an die Gegebenheiten und Erfordernisse unserer Zeit; die andere verteidigt die „reine Lehre“. Die „Reinen“ wollen die Überlieferung, die das Leben des Mohammedaners bis ins einzelne regelt, unverändert erhalten wissen, während die Modernen jene Bestimmungen zu lockern suchen, aus denen sich fühlbare Mißstände herleiten, wie die Ehegesetze, Erbschaftsbestimmungen, Vorschriften für die Frauen. Besonders hart prallen die Gegensätze in der Frage aufeinander, was von der modernen Wissenschaft zu halten sei. Es gibt nicht wenige ernste Mohammedaner, die im Koran und seiner Auslegung alles enthalten sehen, was vernünftigerweise wissenswert ist, alles andere sei entweder falsch oder mindestens überflüssig. Doch mehren sich in steigendem Umfang die Stimmen, die eine moderne wissenschaftliche Forschung mit dem religiösen Leben vereinbar und wünschenswert erachten. Die Trennung von Religion und Staat, wie sie Atatürk in der Türkei durchgesetzt hat, ist bisher von den andern islamischen Staaten nicht nachgeahmt worden und

wird auch nicht als nachahmenswert betrachtet. Als einige Staatsmänner, zum Beispiel in Iran und Syrien, religiöse Formen des öffentlichen Lebens durch Gesetz abzuschaffen suchten, stießen sie auf den entschlossenen Widerstand der Bevölkerung.

Man kann nicht von der islamischen Erneuerungsbewegung sprechen, ohne die neuerwachte mohammedanische Missionstätigkeit zu erwähnen. Als Außenmission sucht sie heidnische Stämme zu gewinnen und ist vor allem in Südasien und Afrika recht spürbar. Als Innere Mission will sie den bereits mohammedanischen Lebensraum mit neuer Religiosität durchdringen. Wanderprediger durchziehen die Lande; die jährlichen Wallfahrten nach Mekka und Medina gewinnen an Umfang und Feierlichkeit. Wo die endlosen Züge der Pilger unter Opfer und Entsagung zu Fuß durchkommen, da hinterlassen sie eine Woge hochgehender religiöser Begeisterung.

Es ist nicht verwunderlich, daß als Unterströmung solcher Missionsbestrebungen ein versteckter Haß gegen alles Christliche schwelt. Er unterscheidet sich kaum vom allgemeinen Fremdenhaß der islamischen Völker. Die Christen werden als Fremde empfunden, zumal sie mit den Europäern in engerer Beziehung stehen als die übrigen Morgenländer. Vielfach werden die Christen, — es sind zunächst die Christen orientalischer Riten, die schon vor den Arabern ansässig waren — vom einfachen Volk gar nicht als Einheimische angesehen. Die Gassenjungen singen hinter ihnen her ihre höhnischen Liedchen. Die Gebildeten zwar und die Regierungsbeamten sind im Umgang im allgemeinen höflich, aber sie erleichtern den Christen Aufenthalt und Tätigkeit im Lande nicht. Am meisten Schwierigkeiten erheben sie erfahrungsgemäß gegen den Bau von Kirchen, christlichen Schulen und Anstalten. Eine unmittelbare Missionstätigkeit unter den Mohammedanern ist den christlichen Missionaren unmöglich gemacht; nicht einmal der ausgesetzten Kinder dürfen sie sich annehmen. Außerdem verliert der christliche Bevölkerungsteil an Zahl infolge von Mischehen und wegen der größeren Kinderzahl mohammedanischer Familien, bei denen Polygamie doch noch weithin der Regelfall ist.

Soziale Reformen

Der Ruf nach sozialen Reformen ist in der islamischen Welt erst jungen Datums. Bis vor kurzem waren die christlichen Missionsstationen die einzigen, die sich der Armen und Notleidenden annahmen. Begreiflicherweise waren ihre Leistungen ziemlich gering. Eine Umschichtung der sozialen Gesellschaftsordnung konnte nicht im entferntesten angebahnt werden. Und doch könnte nur eine Reform von Grund auf den sozialen Krebschaden der islamischen Völker heilen. Der Gegensatz zwischen Arm und Reich, zwischen Besitzenden und Besitzlosen ist außerordentlich bedrückend. Neben unvorstellbarem Elend herrscht empörender Luxus. Und dabei gibt es auch heute noch Mohammedaner, die den Koran als ausreichenden Codex

des sozialen Lebens erachten. Man sollte nur nach ihm leben, dann habe man mehr getan als mit sozialen Reformen.

Ein erster spürbarer Anstoß zu einer Umformung des gesellschaftlichen Lebens ging von den „Mohammedanischen Brüdern“ aus. Gestützt auf die wenigen Suren des Korans, die von der Nächstenliebe sprechen, fordern sie eine Neuordnung der sozialen Besitzverhältnisse. Man erkannte bald in diesem Programmpunkt den zugkräftigsten; andere politische Parteien, die wegen der Erfolge der „Mohammedanischen Brüder“ um ihre Wählerschaft bangten, mußten sich zu ähnlichen Programmpunkten entschließen. Der Wafd, der in Ägypten einen bedeutenden Einfluß besitzt, ist eine soziale Bewegung geworden. Man spricht von der Emanzipation der unteren Volksklassen; man richtet in den städtischen Armenvierteln und auf dem Lande Schulen und Krankenhäuser ein und hat sogar begonnen, einigen Großgrundbesitz aufzuteilen. Doch berühren diese Maßnahmen nur sehr von ferne die Wurzel des Übels; die Not der Besitzlosen ist, selbst an den Entbehrungen unserer Nachkriegsjahre gemessen, unvorstellbar groß. Das Volk ist vor allem physisch krank. Im neugegründeten Staate Lybien soll es bei einer Einwohnerzahl von 1300000 über 100000 Blinde geben. Zehrende Erbkrankheiten sind wegen der lockeren Ehegesetze kaum einzudämmen. Eine unbegreifliche — oder vielleicht allzu begreifliche Lethargie der Armen erschwert jede wirksame Hilfe. Sehr schädigend wirken sich Trinkwassermangel, Unsauberkeit, Rauschgifte und das mörderische Klima aus.

Die Arbeit wird zu Spottpreisen erkauft. Für einen Fellachen beträgt der Verdienst an Bargeld im Monat 1—2 Pfund, das sind an Kaufkraft 10—20 DM. Die Lebenskosten steigen fortwährend. Der Wohnzins für neugebaute Häuser ist ohne behördliche Begrenzung und daher unerschwinglich hoch. So kommt es, daß die arabischen Staaten, bei leerstehenden Neuwohnungen, die 100000 Palästinaflüchtlinge nicht unterbringen konnten. Auch Arbeitslosigkeit ist durchschnittlich recht hoch.

Aus der kurzen Zeichnung der sozialen Lage versteht man die Propagandaerfolge aller jener, die dem Volke eine baldige Änderung seiner Notlage versprechen. Wer ein politisches Interesse an der Entwicklung im Nahen Orient haben muß, wird an der sozialen Hebung jener Volksmassen arbeiten. Sehr wirksam macht sich bereits die amerikanische Hilfe für die unterentwickelten, schwach industrialisierten Länder bemerkbar. Ihre Fonds werden sorgfältig für weitreichende soziale Pläne angesetzt. Von einer entsprechenden Propaganda begleitet, sollen sie den Orient dem Westen freundlicher stimmen. England und Frankreich unternehmen für ihr Interessengebiet ähnliche Werke, allerdings in bescheidenem Umfang und weniger aufdringlich. Beinahe ohne Kosten, aber nicht weniger wirksam arbeitet die kommunistische Agitation. Sie hat es leicht; soziale Ungerechtigkeit, erwachendes Selbstbewußtsein, Einheitsbestrebungen, Haß gegen die Westmächte sind ebenso viele günstige Ansatzpunkte für die bolschewistischen Werber, die bis in die entlegensten Dörfer und Zelte sich einschleichen.

Selbst biedere Christen fragen sich, ob das Heil nicht vielleicht doch aus dem Osten komme, von wo ihnen die Botschaft klingt, alle Menschen seien Brüder und einer solle soviel besitzen wie der andere. Unter den Arbeitern und Arbeitslosen der großen Städte gewinnen die Kommunisten beachtlich an Anhang. In manchen Staaten haben sie bereits politische Parteien gegründet, die unter unschuldigen Namen die Politik des Landes ernstlich beeinflussen, zum Beispiel die Tudeh-Partei in Iran.

Den Kern der kommunistischen Bewegung im Vorderen Orient bilden jedoch die Akademiker: Studenten, Ingenieure, Ärzte, Rechtsanwälte und Schriftsteller. Sie arbeiten in den oft geheimen Druckereien, verteilen Werbeschriften, organisieren Zellen und Ortsgruppen. Als vor einigen Monaten in Amman (Ostjordanland) der Sohn eines bekannten Paschahs als Leiter einer roten Propagandazentrale vor Gericht stand, boten sich über 50 libanesischen Rechtsanwälte zu seiner Verteidigung an. Im Idealismus der Söhne reicher Eltern, die dem Kommunismus Leben und Vermögen opfern, liegt die Stoßkraft der roten Bewegung im Vorderen Orient.

Selbstverständlich bemühen sich die Regierungen und die Besitzenden um eine Zurückdrängung der kommunistischen Wühlarbeit. Doch zeigen sie nicht immer eine glückliche Hand in der Wahl ihrer Maßnahmen. Mehr Erfolg haben die Führer der rein religiösen islamischen Erneuerungsbewegung, die im Kommunismus die organisierte Gottlosigkeit erkennen und bekämpfen. Den schwersten Rückschlag erlebt die rote Agitation durch die Verlogenheit ihrer Versprechungen. Der Zwischenfall, der dort überall erzählt wird, wirft ein Licht auf diese doppelzüngige Politik wie auch auf die Hellhörigkeit der einfachen Menschen. Die Moskauer Regierung hat nach Kriegsende unter den armenischen Flüchtlingen eine „Heim ins Reich“-Propaganda durchgeführt; den notleidenden Armeniern wurde das Paradies in der Sowjetunion versprochen. Tatsächlich fanden sich zu einem ersten Transport genügend Rückwanderer bereit, die allerdings das Schiff nicht betraten, ohne vorher mit den Zurückbleibenden eine Abmachung zu treffen. Sie wollten aus der neugewonnenen Heimat ein Lichtbild schicken; wenn die Dargestellten aufrecht stehen, soll das bedeuten, daß sie es gut getroffen haben und daß alles in Ordnung ist; wenn sie sitzen, gehe es weniger gut. Die Bilder kamen bald, die Dargestellten lagen im Gras. Von da ab ging kein Rückwandererschiff mehr nach Rußland.

Die innere Entwicklung der islamischen Welt ist nicht zuletzt doch auch die Frucht europäischer Aussaat. Die Vertreter der verweltlichten Wissenschaft, der seelenlosen Oberflächlichkeit und des kaltherzigen Machtstrebens konnten den Völkern des Ostens nichts anderes bringen und vorleben, als was sie aus dem Mutterland mitbekommen hatten. Und dazu gehörte leider das Christentum als öffentlich bestimmende Macht nicht mehr.